

Militärische Essays

Autor(en): **Wetter, Ernst**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **ASMZ : Sicherheit Schweiz : Allgemeine schweizerische Militärzeitschrift**

Band (Jahr): **136 (1970)**

Heft 11

PDF erstellt am: **30.06.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-46212>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Militärische Essays

Oberstdivisionär Ernst Wetter

Vorwort

Gleich mir hat die Schweizer Armee eine Wandlung vollzogen. Unsere Armee ist eine technische Armee geworden.

Hat aber der Führungsstil mit dem modernen Material Schritt gehalten?

Haften wir nicht am alten, derweil wir modern geworden sind?

Essays sind persönliche, subjektive Äußerungen. Sie beweisen nichts, aber sie weisen auf etwas hin. Nämlich darauf, daß eine technische Armee nicht untechnisch geführt werden kann.

Sold

Der Soldat erhält Sold, keinen Lohn. Weil er Soldempfänger ist, heißt er Soldat. Diese Begriffe stehen in engster Beziehung zueinander.

Die Höhe des Soldes steht in keinem Verhältnis zur Leistung des Soldaten. Der Sold ist nur eine Funktion des Grades. Wäre er ein Leistungslohn, müßten viele Soldaten mehr erhalten als Unteroffiziere, und Unteroffiziere oft mehr als Offiziere.

Erbringt der Soldat überhaupt eine Leistung? Im engeren Sinne: ja. Aber der Soldat ist nur ein Teil des Ganzen, das Ganze heißt Armee. Die Armee wirtschaftet keinen Gewinn heraus, sie ist ein Verlustgeschäft. Was in einer Armee gewerkt und getan wird, kann daher nicht mit einem Industriebetrieb verglichen werden. Dort das Bestreben, einen Geschäftserfolg in klingender Münze zu erzielen, hier das Bestreben, den Kampferfolg zu erzielen, der unter Inkaufnahme eigener Verluste die Niederlage des Feindes bezweckt.

Das Besondere der Armee ist, daß sie unproduktiv ist. Sie verschleißt alles, das Material und den Menschen. Das Geschoß ist da, um verfeuert zu werden. Panzer und Flugzeuge sollen ihre Höchstleistung herausgeben, um die gegnerischen Panzer und Flugzeuge zu vernichten, auch dann, wenn sie selbst zerstört werden. Gleichermäßen der Soldat, der seine Gesundheit und sein Leben aufs Spiel setzt.

So hoch sind hier die Einsätze, daß keine Leistungsnorm aufgestellt werden kann, die durch Geld abgegolten werden könnte. Darum erhält der Soldat seinen Sold.

Nur seinen Sold.

Drill

Einst war der Drill ein echtes militärisches Bedürfnis: als es galt, dem Soldaten das Laden, Schießen und Nachladen und das Kämpfen in Reih und Glied beizubringen. Und nur das. Drillmäßige Bewegungen förderten die Schnelligkeit im Schießen und halfen damit zum Kampferfolg.

Dann gab es eine Zeit, da – neben dem Einüben exakter Griffe – der Drill als Zuchtrute über dem Soldaten geschwungen wurde. Der Drill bekam pädagogisches Ansehen. Er wurde zur Verkörperung der Autorität und des absoluten Gehorsams. Drill als Selbstzweck, Erziehungsmittel, beinahe als Weltanschauung. Der bestgedrillte Soldat war auch der beste Soldat allgemein.

«Ohne Drill keine Erziehung», hieß das Losungswort um das Jahr 1900 auch in der Schweizer Armee. Es hielt sich nicht nur

als Wort, sondern auch in der Tat sehr lange. Bis in unsere Zeit. Auch dann noch, als Taktschritt und Gewehrgriff abgeschafft wurden. Das läßt sich an Hand des Dienstreglements beweisen.

Bis 1953 hieß es: «Der einzelne Soldat und die Truppe gelangen weitgehend durch Angewöhnung zur Disziplin. Die besten Mittel dazu sind genauer Betrieb des inneren Dienstes, frisches Turnen und Exerzieren, straffer Drill.»

Und heute, Ausgabe 1967: «Der einzelne Wehrmann und die Truppe gelangen weitgehend durch Angewöhnung zur Disziplin ... Die besten Mittel dazu sind geordneter Dienstbetrieb, genauer innerer Dienst, Turnen und Exerzieren, Einzel- und Abteilungsdrill und Gemeinschaftsarbeit irgendwelcher Art.»

Die Worte haben sich etwas geändert, aber der Geist ist derselbe geblieben. Nach wie vor wird der «Einzel- und Abteilungsdrill» als Angewöhnung zur Disziplin, folglich als Erziehungsmittel, betrachtet. Selbst der innere Dienst hat als Reinlichkeitsdrill erzieherische Funktionen zu übernehmen.

Vorerst: Wir haben klar zu unterscheiden zwischen dem Drill als Erziehungsmittel und dem «Drill» wiederkehrender Tätigkeiten, wie er in der Waffen- und Geräteausbildung noch nötig ist. Aber das ist kein Drill, sondern eine Gewöhnung.

Sodann: In einer modernen Armee hat der Drill – selbst in versteckter Form – nichts mehr zu suchen. Er ist ein veralteter Dressurakt, mit dem nichts mehr erreicht wird. Nur das Gegenteil; die Anti-Erziehung, Auflehnung statt Einordnung. Drill tötet die Persönlichkeit.

Es ist auch ein Trugschluß, zu glauben, ein Soldat bediene seine Waffen, sein Funkgerät, den Panzer oder das Flugzeug besser, wenn er durch Einzel- oder Abteilungsdrill diszipliniert worden sei. Der technische Soldat ist in die ihm vorgeschriebenen Abläufe eingespannt und wird durch sie diszipliniert. Ersatzlösungen sind unnötig.

Es mag paradox anmuten, daß gerade bei technischen Truppen der Ruf nach Exerzieren und Drill vermehrt vorhanden ist. Aber weniger deshalb, weil die Truppe undiszipliniert wäre, sondern weil der militärische Vorgesetzte sich unmittelbar durchsetzen möchte. «Ich muß den Kerlen wieder mal zeigen, wer befiehlt», lautet die falsche Devise. Wer so denkt, schätzt seine Vorgesetztenstellung in einem technisch orientierten Bereich falsch ein.

Das ist das Schicksal des Drills: Solange es Vorgesetzte gibt, wird er – offen oder verborgen – weiterleben.

Abzeichenträger

Komplexe Waffen- und Führungssysteme rufen den Spezialisten. Nicht nur den, sondern die Spezialisten verschiedenster Fachrichtungen. Die Übersicht wird erschwert, die Führung der Einheit schwieriger, weil sie zergliedert und zerstückelt ist.

Jede Fachgruppe hat den Trend zum Eigendasein, zur Selbstständigkeit. Diese Clanbildung wird noch verschärft durch die Unmöglichkeit des Vorgesetzten, das Fachgebiet zu kontrollieren, weil er es nicht beherrscht.

Neigung zur Clanbildung und fehlende Übersicht einerseits und Wertung der Spezialistenarbeit andererseits schaffen die Abzeichen. Es sind nicht Orden der Tapferkeit, sondern Orden der Tüchtigkeit.

Kennzeichnung und Inflation der Abzeichen führen zur Abwertung der Auszeichnung. Der Soldat wird zum Abzeichenträger.

Abzeichen verhindern den Korpsgeist. Sie heben den einzelnen und die kleine Gruppe heraus, aber sie erbringen keinen Zusammenhalt. Korpsgeist ist die Freude, in einer Gemeinschaft zu leben, und der Wille, mit dieser Gemeinschaft zu überleben. Die technische Arbeit läuft dem Korpsgeist zuwider.

Ich hatt' einen Kameraden

Dieses sentimentale Lied stammt aus einer militärisch heroischen Zeit. Aus einer Zeit, da es noch Kameraden gab, die Seite an Seite kämpften.

Heute könnte es nicht mehr geschrieben werden. Aber es wird noch gesungen und geblasen, vor allem für alte Soldaten, wenn sie zu Grabe getragen werden. Ein Relikt aus der guten alten Zeit, mit dem unsere jungen Wehrmänner nichts mehr anzufangen wissen. Trotzdem zielt es noch unser «Soldatenbuch».

Kamerad sein heißt, füreinander leben. Das war möglich, als die Kugeln um die Ohren piffen. Es ist auch heute noch zutreffend für eine Kleinzahl leibhaftiger Kämpfer, etwa für Grenadiere. Aber die Zahl der Nicht-Kämpfer ist größer geworden, ist Legion. Sie sind Führungshelfen, stellen Panzer und Flugzeuge und Kanonen bereit, bedienen Funk- und Radargeräte, steuern die Programme, bringen Munition und Verpflegung heran. Im Jahre 1917 entfielen auf ein Flugzeug mit Pilot fünfzehn Helfer. Heute – 55 Jahre darnach – sind es dreißig, also doppelt so viele.

Der technische Soldat hielt Einzug in der Armee. Er trägt nicht mehr die Uniform, sondern das Überkleid. Er arbeitet nicht allein, sondern im Team. Diese Techniker-Soldaten leben nicht füreinander, sondern nebeneinander. In einem aufeinander abgestimmten Nebeneinander. Jeder hat sein Arbeitsgebiet, seine fest beschriebene Tätigkeit, die wieder abhängig ist von der Tätigkeit des andern.

Je technischer die Waffengattung ist, desto «unmilitärischer» ihr Betrieb. Aber er läuft dennoch, sogar besser ohne das zackige militärische Ritual. Der militärische Befehl ist der exakten Fachsprache gewichen. Man unterhält sich kollegial. Selbst Gradabstufungen werden verwischt.

Heute müßte der Text des alten Liedes umgedichtet werden in

«Ich hatt' einen Kollegen, einen besseren find'st du nicht, er wußte technisch alles und war auf Kooperation erpicht ...»

Kampfkameraden gibt es kaum noch, um so mehr Militärkollegen. Die einen trennt der Tod, die anderen die Fachkenntnis.

Es gibt keinen Helden mehr

Die technischen Höchstleistungen moderner Kampfflugzeuge üben einen Einfluß auf den Menschen aus, der sie führt. Der Flugzeugführer von heute ist anders als der Militärpilot von gestern. Es gibt keine Fliegerhelden, keine Oskar Bider mehr.

Früher kannten die Piloten den Kampf von Maschine zu Maschine, von Mann zu Mann. Sie kurvten, kurbelten, sahen sich im raschen Vorbeiflug ins Antlitz und fochten so das Duell auf Leben und Tod aus. Es waren mutige, ritterliche, auf sich selbst angewiesene Männer.

Der Kampfflieger von heute kennt diesen Waffengang nicht mehr. Der bloße Draufgänger wird auch nicht mehr gesucht, eher eliminiert, denn die Technik dominiert. Sie hat die Gegner voneinander getrennt. Der Nahkampf ist dem Feuerduell auf große Distanz gewichen. Die schnelleren Flugzeuge und die Vielfalt der Waffen benötigen zahlreichere und kompliziertere Geräte, die nur von technisch begabten, intellektuellen Männern gehandhabt werden können. Der Pilot sucht nicht mehr den Gegner auf, er wird an ihn herangeführt. Sein Gesicht ist ihm unbekannt, er sieht im Kampf nur den grauen, rasch größer werdenden Punkt auf sich zukommen, den er am Himmel auszwischen hat.

Die Neuerung des Fluggerätes hat einen neuen Pilotentyp geschaffen: kühl, berechnend, technisch orientiert, diszipliniert.

Kämpfen heißt heute: die Technik und sich selbst beherrschen.

Um so

Je sturer die Haltung,
um so kleiner das Gehirn.

Je formeller der Vorgesetzte,
um so unfreier sein Geist.

Je mehr wir die Untergebenen beanspruchen,
um so weniger beanspruchen sie uns.

Je mehr an einer militärischen Besprechung teilnehmen,
um so weniger kommt heraus.

Je mehr Generalstabsoffiziere,
um so weniger führt der Kommandant.

Je länger einer redet,
um so schweigsamer die Zuhörer.

Je schlichter die Uniform,
um so besser der Korpsgeist.

Je technischer die Truppe,
um so größer die Verwaltung.

Je näher dem Feind,
um so weniger die Übersicht.

Je dunkler die Lage,
um so heller der Führer.

Je demokratischer die Armee,
um so autoritärer die Regierung.

Wagenpark des Wohlstandes

Unsere Waffenplätze sind zu klein geworden. Nicht weil es mehr Rekruten gibt, sondern mehr Autos. Die Autos, mit denen Rekruten, Unteroffiziere und Offiziere zum Militärdienst einrücken. Dieser Wagenpark des Wohlstandes ist ein Zeichen unserer Zeit. Wir nehmen ihn bereits als selbstverständlich hin. Er schafft aber auch Probleme. Die Parkierung ist nicht einfach. Die Benützung der Autos im Urlaub ist eine Quelle vieler Unfälle. Autofahrende Soldaten führen zur Verweichlichung. Der Wagenpark vor der Kaserne ist das äußere Zeichen dafür. Der Mensch weiß heute mit den Gaspedalen besser umzugehen als mit seinen eigenen «Pedalen».

Vor einem Dutzend Jahren war der Großteil der Jugend körperlich besser trainiert. Heute ist die Marschtüchtigkeit gesunken. Über 40% der jungen Wehrmänner in einer Rekrutenschule wiesen Plattfüße oder Veranlagung dazu auf. Selbst bei kleinen Märschen müssen sanitätsdienstliche Maßnahmen getroffen werden. Soll man sich damit abfinden oder etwas ändern?

Müssen denn alle unsere Wehrmänner körperlich gestählt sein?

Wehrpflichtige werden zu Dienstpflichtigen, Hilfsdienstpflichtigen und Ersatzpflichtigen gestempelt. Bei den Hilfsdienstpflichtigen sind Männer mit körperlichen Gebrechen eingereiht, die aber oft große intellektuelle Fähigkeiten aufweisen. Bei den Dienstpflichtigen sind oft gehtüchtige, aber intellektuell untüchtige Soldaten. Ob ein Wehrmann dienst- oder hilfsdiensttauglich ist, hängt fast nur von seiner körperlichen Beschaffenheit ab. Sind wir da nicht auf einem Holzweg?

Jahr für Jahr gehen so einige hundert ausgezeichnete Wehrmänner verloren. Technische Truppen benötigen nicht in erster Linie marschtüchtige Soldaten, sondern Spezialisten. Was in ihren Köpfen steckt, ist für das Militär wichtiger, als was ihre Beine zu leisten vermögen.

Hüten wir uns, den Wohlstand mit der Verweichlichung in Übereinstimmung zu bringen. Wohlstand ist nötig und gut. Durch den Wohlstand verlieren wir wohl militärisches Fußvolk, aber wir gewinnen Motorfahrer, Fachpersonal und Kopfarbeiter.

Demokratie und Armee

Die Schweiz ist eine Demokratie; sie wird demokratisch regiert.

Die Schweiz hat auch eine Armee; diese aber wird autoritär geführt.

Demokratie und Militär schließen sich aus, denn sie haben gegensätzliche Führungsformen. Diese Gegensätzlichkeit ist mit ein Grund, weshalb zwischen General und Bundesrat Differenzen entstanden, weshalb es zu einer «Mirage'-Affäre» kam, warum Kompetenzschwierigkeiten zwischen ziviler und militärischer Oberbehörde auftraten und immer wieder auftreten werden.

Unsere demokratische Staatsform kennt die Gewaltentrennung: hier Bundesversammlung als gesetzgebende Behörde, dort Bundesrat als vollziehendes Organ. Die Bürde der Verantwortung, das Land zu regieren, wird kollektiv getragen. Kein einzelner, der regiert, sondern eine Aktiengesellschaft mit gleichen Teilen. Kollektivität wird beinahe zur Anonymität. Der souveräne Einzelbürger ist geborgen unter dem Mantel der Kollektivsouveränität. Der Staat schützt seine Rechte und seine persönliche Freiheit.

Anders die Armee. Aufgebaut auf einem starren und starken Führungsprinzip – es herrscht immer nur einer: der Kompaniekommandant über seine Einheit, der Bataillons- oder Regimentskommandant über seinen Verband und schließlich der General über die Armee. Die Konzentration der Macht an der Spitze ist offensichtlich. Sie ist nötig, denn wo es um Leben oder Tod, Sieg oder Niederlage geht, kann nur einer befehlen. Der Einsatz ist viel zu hoch, als daß eine Kollektivgruppe führen könnte. Die Armee muß auch die persönliche Freiheit des einzelnen einschränken und oft sein persönliches Wohlbefinden mißachten. Damit steht sie im krassen Gegensatz zur zivilen Leitung.

Daß es zu Spannungen zwischen ziviler und Armeeführung kommen muß, liegt in der Natur der Sache und der Führungsform. Militärs wollen klare Entscheidungen, die in einen ebenso klaren wie kompromißlosen Befehl ausmünden. Die zivile Behörde will Mitbestimmung; ihre Kollektivität führt zum Kompromiß. Das Militär will sein autoritäres Eigendasein führen. Die Regierung will ihr Sosein durch politische, wirtschaftliche und militärische Anordnungen untermauern.

Auch in einer gut geordneten Demokratie lassen sich diese gegensätzlichen Tendenzen nicht ausmerzen. Jede Demokratie ist Schwankungen und Wandlungen unterworfen, oft sogar ausgelöst durch starke Persönlichkeiten. Davon wird auch die Schweiz nicht verschont, obgleich die Verfassung die Kompetenzscheidungen regelt und die Rechte und Pflichten im Gesetz festgehalten sind. Extrem kann es so weit führen, daß die Armee sich verselbständigt oder daß sie ganz unter die Zivilkontrolle der Regierung fällt. Es ist eines der Kernprobleme, wie militärische und zivile Führung nebeneinander möglich sind – im Frieden weniger als in Zeiten erhöhter Gefahr oder im Kriege.

Paradox ist es daher auch, von einer Demokratisierung der Armee zu sprechen. Eine Armee kann nie demokratisch geführt werden, es sei denn, man befähige einen Haufen Soldaten und keine Armee.

Kein Militär – kein Krieg?

«Man sollte das Militär abschaffen ... Die Schweiz muß mit dem guten Beispiel vorangehen und zuerst abrüsten ... Kein Militär, kein Krieg ...»

Solche Worte hörte man in letzter Zeit oft. Vor allem von den Jungen. Zwanzigjährige sind es. Es ist ihnen bitter ernst. Sie wollen sich nicht persönlich vom Wehrdienst drücken, sondern es geht ihnen um das Freimachen von Mitteln und Kräften für andere, sinnvollere Zwecke.

«Statt Geld für die Wehranstrengungen hätte man solches vermehrt für soziale Zwecke oder für die Forschung ... Jährlich werden von unseren Wehrmännern einige hunderttausend Wochen Militärdienst geleistet, diese Zeit könnte für andere Arbeit nutzbringender verwendet werden ...», so wird argumentiert.

Man sollte das Militär abschaffen, dann hätten wir unseren Frieden! Das wäre eine einfache und radikale Lösung. Die Sündenböcke und Kriegstreiber sind in diesem Ausspruch auch schon genannt; es sind die, die das Militär leiten oder für es einstehen: die Staatsmänner, die Wehrminister, die Obristen und die Waffenfabrikanten.

Kein Militär – kein Krieg? Ist das tatsächlich so? Liegt der Ursprung des Krieges nicht viel tiefer?

Es ist doch eigenartig: Noch ist kein Drittel eines Menschenlebens verflossen, seit der schreckliche zweite Weltkrieg sein Ende genommen hat, und schon haben auf unserer Erde mehr als fünfzig Kriege oder kriegerische Auseinandersetzungen stattgefunden. Man sollte doch glauben, wir Menschen, die wir von diesem Weltkrieg gehört oder ihn sogar miterlebt haben, hätten genug vom Krieg. Mitnichten! Die Auseinandersetzungen mit Waffen gehen weiter. Trotz der UNO. Trotz unserer vielgerühmten Kultur und Zivilisation.

«Seit es auf der Welt Kriege gibt, gibt es auch Menschen, die gegen den Krieg sind und die predigen, daß die Kriege gegen die Natur seien. Die Kriege toben weiter, und die Menschen predigen weiter.» In diesen Sätzen liegt nicht nur Resignation, sondern auch ein Hinweis auf die irriige Auffassung über den Menschen. Denn der Mensch hat eine kriegerische Natur. Ausgangspunkt aller Kriege ist der Mensch.

Wenn ein Berufsmilitär solches schreibt oder sagt, kommt er leicht in den Verdacht, Zweckpropaganda zu treiben. Es sei mir daher erlaubt, zwei ganz unpolitische Autoren zu nennen, denen es zudem gegeben war, die Zusammenhänge und die Hintergründe besser zu kennen.

«Kriege entstehen aus Konflikten, die aus Disputen entspringen, die auf Probleme zurückgehen, die sich ihrerseits auf Schwierigkeiten beziehen, die in den ganz gewöhnlichen menschlichen Angelegenheiten wurzeln. Um Kriege zu vermeiden, muß man daher dafür sorgen, daß die ganz gewöhnlichen menschlichen Angelegenheiten gelöst werden, damit daraus nicht Schwierigkeiten, dann Probleme und schließlich Dispute und Konflikte entstehen, die zuletzt zu Kriegen entarten» (Madariaga).

«Der Krieg hat es den Kulturmenschen unerbittlich gezeigt, daß er noch ein Barbar ist, und zugleich, was für eine eiserne Zuchtrute für ihn bereit liegt, wenn es ihm etwa noch einmal einfallen sollte, seinen Nachbarn für seine eigenen schlechten

Eigenschaften verantwortlich zu machen. Die Psychologie des einzelnen aber entspringt der Psychologie der Nationen. Was die Nationen tun, tut auch jeder einzelne, und solange es der einzelne tut, tut es auch die Nation. Nur die Veränderung der Einstellung des einzelnen ist der Beginn zur Veränderung der Psychologie der Nation» (C.G. Jung).

Kein Militär, kein Krieg? Wer das meint, muß zuerst zustande bringen, daß bei seinen Kindern keine Zwistigkeiten auftreten. Erst dann wirkt er glaubhaft. Oder: «Man müßte nicht nur gegen den Krieg, sondern auch gegen das Fußballspiel sein.»

Rückzug im Gebirge

Oberst i Gst Wilhelm Mark

I. Besonderheiten des Rückzuges im Gebirge

Ein Rückzug kommt hauptsächlich in Frage nach durchgeführtem Gegenschlag oder wenn ein Abwehr- oder Verzögerungsauftrag aufgehoben oder hinfällig geworden ist. Er kann aus freien Stücken angeordnet oder durch Feinddruck erzwungen sein. Beim Rückzug kommt es darauf an, die eigenen Kräfte vom Gegner zu lösen, um sie anderswo einsetzen zu können (vergleiche «Truppenführung 69», Ziffer 308).

Der Rückzug kann gefährdet werden durch starken Feinddruck, Überholung und vertikale Umfassung («Truppenführung 69», Ziffer 309).

Überholung

Durch überholende Verfolgung einen geschlagenen Gegner völlig zu vernichten gilt seit jeher als Krönung einer militärischen Entscheidung. Überlegene Bewegungsgeschwindigkeit des Verfolgers ist wichtigste Voraussetzung dazu. Im Gebirge werden angesichts der geringen Leistungsfähigkeit des Straßennetzes selten die Voraussetzungen für solche Überholung bestehen, es sei denn, grobe Führungsfehler oder Mangel an Mitteln im Rückzug verschaffe dem Verfolger unerwartete Chancen.

Sehr lehrreich sind in der jüngeren Kriegsgeschichte die Rückzüge der Deutschen einerseits in Italien nach dem Zusammenbruch der Cassinofront¹, andererseits im Rhonetal nach der alliierten Landung in Südfrankreich². Kann man auch in beiden Fällen nicht von eigentlichem Gebirge sprechen, bestimmten doch auf beiden Schauplätzen gebirgige Erhebungen Kadenz und Richtung der Bewegungen in Rückzug und Verfolgung. In beiden weiträumigen Rückzügen verhinderten geschickte Führung und selbstlose Aufopferung ganzer Truppenteile die Überholung des Gros und damit dessen Einkesselung und Vernichtung.

¹ Vergleiche Frido von Senger und Etterlin, «Krieg in Europa», S. 318 ff., Köln 1960. Buchbesprechung in ASMZ Nr. 8/1961, S. 375. – «Rückzug und Verfolgung», S. 195 ff., Stuttgart 1960. Buchbesprechung in ASMZ Nr. 4/1961, S. 169.

² Vergleiche Jörg Staiger, «Rückzug durchs Rhonetal», Neckar-gemünd 1965. Buchbesprechung in ASMZ Nr. 6/1965, S. 367.

Vertikale Umfassung

Ist die terrestrische Überholung im Gebirge im allgemeinen wenig aussichtsreich, machen die modernen Möglichkeiten zu Luftlandungen auch in schwierigstem Gelände die vertikale Umfassung zum Cauchemar par excellence. Zu Recht macht deshalb die «Truppenführung 69», Ziffer 336, auf die starke Gefährdung von Rückzugsbewegungen im Gebirge durch feindliche Flieger und Luftlandungen aufmerksam.

Angesichts der großen taktischen Bedeutung von beherrschenden Höhen, Paßübergängen und Engnissen bilden diese auch das bevorzugte Ziel von Luftlandungen. Luftherrschaft und geeignete Witterung vorausgesetzt, können sie jederzeit und überall erfolgen, also eine Überraschung erzielen, wie sie bei terrestrischer Verfolgung kaum denkbar ist. Die unvergleichlich höhere Bewegungsgeschwindigkeit von Helikopterkampf-einheiten, überhöht abgesetzt, gegenüber zu Fuß marschierender, schwer bepackter Gebirgsinfanterie ist fatal. Solcher Gefährdung ist bei jedem Rückzug sorgfältig durch entsprechende Gegenmaßnahmen Rechnung zu tragen. Als solche kommen vor allem zwei Vorkehrungen in Frage:

1. Vorsorgliche Inbesitznahme der die Rückzugsachse beherrschenden Höhen, Übergänge, Engnisse durch eigene Truppen. Diese Forderung wird oft am Mangel an Mitteln scheitern. Immerhin ist festzustellen, daß zum Beispiel ein Paßübergang durch eine schwache Garnison, vielleicht in Zugsstärke, gegen Luftlandungen schon sehr wirksam gesichert werden kann. Voraussetzung ist ein aktives Verhalten und daß ihr schweres Unterstützungsgeschütz, vor allem durch Artillerie, eventuell durch Flieger, bei Bedarf sofort und massiv zur Verfügung steht. Die numerische Schwäche kann durch gute Verbindungen, Vorbereitung von Notfeuern, Ausbau gedeckter Stellungen für schwere Waffen und schärfste Tarndisziplin weitgehend gemildert werden.

2. Die Truppe gliedert sich im Rückzug so, daß sie den Kampf sofort in allen Richtungen führen kann: die Nachhut nach hinten, die Vorhut in Rückzugsrichtung und das Gros gegen Bedrohungen von der Seite. Die schweren Waffen sind entsprechend dezentral einzugliedern und nicht etwa geschlossen im Gros mitzuführen, und Artillerieunterstützung ist für alle Truppenteile ohne Unterbrechung und rasch verfügbar sicherzustellen, denn im Gebirge ist die Reaktion mit Flugbahnen rascher wirksam als mit Beinen. Aus dem Ostfeldzug 1941 bis 1945 ist die Erscheinung der «wandernden Kessel» in lebhafter Erinnerung³.

Angesichts der steten Bedrohung aus der dritten Dimension muß gerade im Gebirge jede im Rückzug befindliche Truppe damit rechnen, eine Einkesselung durch Angriff aufbrechen zu müssen, bei gleichzeitiger Abwehr des nachdrängenden Verfolgers. In dem Sinne ist das wohl etwas zu vereinfachte Schema der «Truppenführung 69», Ziffern 308 bis 320, insbesondere das Bild 22, zu ergänzen.

II. Übungstechnische Besonderheiten

Ist schon der Rückzug die schwierigste Kampfform, so ist es schlechtweg unerlässlich, ihn zu üben. Die Ausbildung hat sich zudem von den Hauptanforderungen an unsere Gebirgstruppe leiten zu lassen:

Gebirgstüchtig – Aggressiv – Wendig.

Gebirgstüchtig: Der Rückzug kann den ganzen Verband oder doch namhafte Teile vor die Aufgabe der Überwindung schwie-

³ Vergleiche E. Röhrich, «Probleme der Kesselschlacht», Karlsruhe 1958. Buchbesprechung in ASMZ Nr. 5/1959, S. 395.